

Mit dem alten Glauben in die neue Zeit.

Wir ziehen in eine neue Zeit. Ein großes Stück des Weges haben wir schon zurückgelegt. Mit Riesenschritten ist es seit vier Jahren vorwärts gegangen. Wie lang der Weg noch ist, wohin er schließlich führt, wer wagt es mit Bestimmtheit zu sagen? Bald erblickt frohe Zuversicht das goldene Morgendämmern einer glückverheißenden Zukunft; bald steigen vor der geängstigten Seele Schreckgespenster nahenden Unheils auf. Fieberähnlich schwanken die Stimmungen im Innern mit den erfreulichen oder niederdrückenden Ereignissen draußen. Die gewaltigsten und widerstrebendsten Kräfte ringen um die Ausgestaltung eines neuen Zustandes, der dem alten sehr unähnlich sein wird. Was vor kurzem noch fest gegründet schien, ist wie in einen Abgrund versunken, aus dem es in der vorigen Gestalt nicht wieder auftauchen wird. Hundert Jahre ruhiger Entwicklung hätten die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse nicht so von Grund aus umgestalten können, wie die wenigen Kriegesjahre es vermocht haben.

Neue Zeit, was wirfst du den Völkern, den Staaten, den Einzelnen bringen? Wir sehen die Grenzen der Länder sich verschieben. Werden die Reibungsflächen dadurch vermindert und ein langer, langer Friede unter den Völkern angebahnt, oder wird nur Anlaß zu neu auslodern dem Streit und Hader geschaffen?

Wir sehen Throne stürzen und mächtige Reiche zerfallen. Soll das ein Trümmerhaufen bleiben, oder wird vervielfachtes junges Leben kräftig auf dem Grabe des alten erblühen?

Wir sind Zeugen eines Völkerhasses mit unmenschlichen Wutausbrüchen in Wort und Tat. Soll der Raubtierzug für immer das Antlitz stellen, oder wird der Ausdruck edler Menschlichkeit als Zeuge der zur Herrschaft zurückgekehrten Vernunft die Herzen einander wieder näher bringen?

Wir erleben es, daß innerstaatliche Veränderungen in Gesetzgebung und Verwaltung theils ganz unerwartet, theils wenigstens mit nie dagewesener

Urgewalt sich durchzusetzen versuchen. Wird weise Mäßigung die rechte Mitte finden, oder überhafter Ungerath an die Stelle verbesserungsbedürftiger Einrichtungen nur noch unheimlichere Zustände setzen?

Wir haben das Schauspiel vor Augen, wie Arme reich und Reiche arm werden, wie manche, die früher über das Notwendige hinaus sich eine gewisse Wohlbehaglichkeit des Lebens gestatten konnten, jetzt unter drückenden und einengenden Verhältnissen seufzen; und wie umgekehrt andere, die ehemals hart um das tägliche Brod ringen mußten, nun nicht mehr mit dem Zukümmlichen zufrieden sind, sondern begehrlieh nach allem Üppigen greifen, das ihnen die harte Zeit noch zugänglich macht. Was wird kommen, wenn mit dem Ende des Krieges die hohen Löhne aufhören und an die Thüren der augenblicklich so unverstündig Sorglosen die alte Sorge um des Tages Notdurst wiederum anklopft? Wird der Ständeunterschied, den der Krieg in gewisser Beziehung so glücklich ausgeglichen hat, nicht um so empfindlicher bemerkbar werden und erst recht zum Klaffenhaffe treiben?

Wir wissen, wie die Schuldenlast der Staaten zu einer früher nicht für möglich gehaltenen Höhe anwächst. Wird es gelingen, den Steuerdruck der Zukunft so zu gestalten, daß nicht Tausende ihm erliegen, daß nicht Handel und Betriebe durch Ketten an Händen und Füßen gehemmt sind?

Wie schön und erhebend ist es, daß in der Not des gemeinsamen Vaterlandes der selbstsüchtige Eigennutz so vielfach einer opfermutigen Hingabe an das allgemeine Wohl Platz gemacht hat! Aber ist nicht zugleich die allerschmutzigste Habsucht schon an der Arbeit, um für das einzig geliebte Ich möglichst viel zu ergattern? Wird nach dem Friedensschluß der Geist des Gemeinnes oder die herzlose Selbstsucht die Oberhand behaupten und dem ganzen Volk das kennzeichnende Gepräge aufdrücken?

„Burgfriede“, gegenseitiges Verstehen und Würdigen bei aller Verschiedenheit der Auffassungen, gegenseitige Achtung in Wort und Benehmen, wirfst du miteinziehen in die neue Zeit, oder werden jene rücksichtslosen Heger den Ton angeben, die selbst jetzt, wo Einigkeit so bitter nothut, es nicht unterlassen können, die opfernden und blutenden Kinder des eigenen Volkes mit Verdächtigungen und Schmähworten zu bewerfen? Werden Geisteskämpfe, die ja niemals ausbleiben und, wenn richtig geführt, zum Segen sind, mit vornehmer Ruhe ausgefochten werden, oder sollen die vergifteten Waffen der Verleumdung und Verhöhnung von neuem Unheil anrichten?

Die Soldaten, die während des Krieges mit so harten, langdauernden, fast übermenschlichen Opfern die Heimat beschützt haben, werden sie in der kommenden schweren Friedensarbeit den gleichen Heldennut beweisen wie im Felde, oder sind vielleicht viele von ihnen durch das rauhe Kriegshandwerk in eine Seelenverfassung hineingeraten, die sie für das ruhige, ernste, gleichmäßige, ausdauernde Schaffen in friedlicher Arbeit wenig geeignet oder ganz untauglich macht?

Dann die Witwen, die Waisen, die Krüppel, die Kranken, die Heimatlosen, wird für sie alle in einer Weise gesorgt werden, daß ihr hartes Geschick erträglich wird und ihr Leben nicht jeglichen Sonnenblickes entbehrt?

O wie viele andere Fragen lasten noch auf dem Herzen, für die man gern eine sichere Antwort wüßte! Neue Zeit, was birgst du in deinem Schoß? Sag es uns, sind es lichte oder dunkle Lose? Aber wir erhalten keine Antwort. Wenn wir versuchen, aus den Mienen der Gegenwart die Zukunft zu erraten, dann wächst erst recht die Ungewißheit. Heilende, aufbauende, neubelebende Kräfte sind schon allenthalben wirksam und ermuntern uns, mit Vertrauen den kommenden Friedenstag entgegenzusehen. Werden sie stark genug sein, den feindlichen Mächten, die draußen und drinnen nicht minder tätig sind, mit siegreicher Kraft standzuhalten und sie zu überwinden? Wird der heißersehnte Friede der Opfer wert sein, die schon gebracht worden sind und noch gebracht werden müssen, oder wird er gar noch schlimmer aussehen als das Kriegselend selber?

Es ist ein bitterböser Weg, auf dem wir nun fast vier Jahre schreiten, hart, steil, steinig, mit Tränen und Blut getränkt. Millionen und Millionen haben sich die Füße müd- und wundgegangen, der Mut der ersten Begeisterung beim Beginn des Aufstiegs ist dahin; jetzt fühlen wir, daß das Durchhalten bis zum glücklichen Ziel und Ende leicht anzukündigen, aber schwer auszuführen, und daß die Ausdauer in der Tat der beste Teil der wahren Tapferkeit ist. Alles Große wird nur durch entschiedenes, nie ermattendes Durchhalten erreicht, nicht aber durch heftig aufflackernde und bald erlöschende Begeisterung. Alle Wegemühe war umsonst, wenn vor Erreichung der Höhe der Mut entfällt und das Hinabgleiten beginnt. Das darf nicht sein.

Aber woran soll der ermattende Mut sich aufrichten, wenn alles in der Zeit, der wir entgegenstreben, noch wankt und schwankt und nirgends etwas zuverlässig Festes vor unsern Augen steht?

Darauf antworten die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands in ihrem Hirtenbrief vom 1. November 1917: „So vieles sich auch ändern mag,

ja wenn Himmel und Erde vergehen, das Wort des Herrn bleibt ewig (Matth. 24, 35), unser christlicher Glaube bleibt derselbe, wie Jesus Christus ist gestern und heute und in Ewigkeit (Hebr. 13, 8). Mit unserem alten Glauben ziehen wir ein in die neue Zeit und wollen nur mit neuem Eifer und neuem Mute ihn bekennen."

Ja, mit dem alten Glauben in die neue Zeit. In diesem Glauben finden wir einen unerschütterlichen Halt, wenn wir nur mit unerschütterlicher Treue an ihm festhalten, wie unsere Väter es getan, die in noch schlimmeren Zeiten dort ihren Halt gefunden haben.

Mit dem Wahlspruch: „Unser Glaube ist es, der die Welt besiegt“ (1 Joh. 5, 4), nahmen die Christen den Kampf mit den gottfeindlichen Mächten auf. Es war ein langer, blutiger Streit, bei dem die Christen der äußeren Gewalt nur ihren felsenfesten Glauben entgegensetzten. Sterbend für den Glauben siegten sie und erhielten den Ehrennamen Märtyrer, d. h. „Zeugen“ für den Glauben. Als das Heidentum am Anfang des 4. Jahrhunderts seinen Untergang herannahen fühlte, raffte es sich zum letzten, grimmigsten Kampfe auf. „In jener Zeit wurde fast der ganze Erdkreis mit dem heiligen Blut der Märtyrer gerötet.“¹ Als der Kampf vorüber war, flatterte das Banner des Glaubens siegreich auf der Walfstatt.

Aber nur hundert Jahre dauerte die Ruhe, da brach ein anderes Unheil herein. Von Osten und Norden her wälzte sich der Schrecken der Völkerwanderung über das gesittete Europa. Die bisherigen Bewohner wurden teils getötet, teils ihres Eigentums beraubt, auch viel Märtyrerblut ist mancherorts geflossen. Das morsche weströmische Reich brach zusammen, und ganz neue Staaten entstanden. Zu dem Kriegselend kamen noch Erdbeben, Pest und Hungersnot. Die Zeiten waren so schrecklich, daß der hl. Gregor d. Gr. meinte, das jüngste Gericht stände nahe bevor, da ja schlimmere Dinge kaum möglich seien. „Wie ein Volk sich gegen das andere erhebt, und wie das Völkergedränge auf die Länder drückt, das sehen wir zu unsern Zeiten mehr mit eigenen Augen, als wir es in Büchern lesen. Daß Erdbeben zahllose Städte zerstören, berichtet uns häufige Kunde aus andern Weltgegenden. An Pestkrankheiten leiden wir ohne Unterlaß. . . . Jeden Tag wird die Welt von neuen und stets zunehmenden Übeln bedrängt. Ihr seht, was von der einst zahlreichen Bewohnerschaft übriggeblieben ist, und noch immer bedrücken uns die Plagen, plötzliche Unglücks-

¹ Sulpicius Severus, *Chronicorum* 2, 32.

fälle brechen herein, neue und unborausgesehene Schäden beugen uns nieder. . . . Vorgeftern, ihr wißt es, Brüder, brach ein Sturmwind los, der alte Bäume entwurzelte, Häuser umriß und Kirchen bis auf die Grundmauern zerstörte. Wie viele glaubten am Abend noch, sie würden den nächsten Tag gesund und heil erleben, und doch starben sie in derselben Nacht eines plötzlichen Todes!"¹ „Ihr seht, welch ein gewaltiges Schwert über die Welt fährt, unter dessen Streichen das Volk tagtäglich hinsinkt. . . . Siehe, Städte sind entvölkert, Heerlager vernichtet, Kirchen und Klöster zerstört, Äcker in Wüsteneien verwandelt."² „Überall Tod, überall Trauer, überall Verwüstung, von allen Seiten Schicksalsschläge, von allen Seiten werden wir mit Widerwärtigkeiten erfüllt."³ „Ganz plötzlich kommt der Tod über die einzelnen; keine lange Krankheit geht ihm voraus, sondern er überholt die längerwährende Krankheit. . . . Die Bewohner werden nicht teilweise hinweggerafft, sondern stürzen zusammen hin. Häuser werden entleert, Eltern sehen die Leichenbegängnisse ihrer Kinder, ihre Erben gehen ihnen im Tode voraus."⁴ So der große Papst als Augenzeuge.

Die Völkerwanderung mit ihren Schrecken dauerte über 200 Jahre; sie begann um das Jahr 375. Der hl. Gregor hielt seine Reden am Ende des 6. und am Anfang des 7. Jahrhunderts. Von da ab trat allmählich Ruhe ein, die neue Zeit war da, neue Völkergebilde, neue Staaten, neue Lebensverhältnisse.

Und der alte Glaube war miteingezogen in die neue Zeit, ja er hat seine lebensstarke und lebenspendende Kraft wohl niemals herrlicher bewiesen als in den Jahrhunderten der Völkerwanderung. Aus den Scharen reißender Tiere, die über die Länder hereinbrachen, schuf er eine Herde Christi. Groß waren die Verluste der Kirche gewesen während der verwüstenden Kriegszüge; aber für die Tausende, die sie verloren, gewann sie Hunderttausende und Millionen. Es entstand eine große christliche Völkerfamilie, geeint in demselben Glauben, der im Mittelalter seine schönste Blütezeit erlebte.

Sollte der alte Glaube nicht auch in unserer neuen Zeit eine ähnliche Lebenskraft bewahren und mit seinen geistigen Mitteln noch bewunderungs-

¹ S. Gregor. M., In evang. hom. 1, 15.

² Ebd. hom. 18, 16.

³ Ebd. hom. 28, 3.

⁴ Derj., Sermo de mortalitate.

würdigere Erfolge erringen, als Waffenmacht und Waffenkunst zu erreichen imstande waren? Das hängt davon ab, ob der Glaube in den einzelnen und der Gesamtheit stark und lebendig ist. Das, was wir glauben, bleibt im Wesen immer unverändert, aber unser persönliches Glauben, unser Anschluß an die geoffenbarte Wahrheit kann mehr oder weniger fest, mehr oder weniger innig, mehr oder weniger bestimmend für unser ganzes Denken und Handeln sein. Es gibt halbe und ganze Christen, laue und eifrige, abgestandene und glaubensfrische, feige und mutige Christen. Wenn das Himmelsfeuer, das der Heiland auf die Erde gebracht hat (Luk. 12, 49), seine erwärmende und erleuchtende Wirkung hervorbringen soll, dann darf es nicht ein schwaches Flämmlein sein, das noch dazu sorgfältig bedeckt wird, damit niemand etwas davon merke; es muß ein mächtiger Feuerbrand sein, der die ganze Seele mit Glut erfüllt und mit Macht hervorbricht und ringsum Helle und Lebenswärme verbreitet. Keine überspannte Schwärmerei soll es sein, sondern so, wie es beim Heiland selbst gewesen, ein ruhiger, fester, unablässiger Eifer für Gottes heilige Sache, ein männlicher und standhafter Wille, in allen Dingen Gott zu geben, was Gottes ist.

Unser alter Glaube lehrt uns, daß unser ganzes Leben ein Dienst Gottes sein soll, nicht halb Gottesdienst und halb Weltdienst. Dem Zweiherrendienst hat Christus das Verwerfungsurteil gesprochen (Matth. 6, 24) und daran die Mahnung geknüpft, unser Herz nicht einnehmen und beherrschen zu lassen von weltlichen Sorgen und Bestrebungen, sondern uns die volle Geistesfreiheit zu bewahren, die notwendig ist zum erfolgreichen Ringen um das Reich Gottes. Wir können freilich nicht aus der Welt hinausgehen, wir brauchen irdische Güter, Nahrung, Wohnung, Kleidung, Besitztum; wir bedürfen des Anschlusses an unsere Mitmenschen, ihres Umganges, ihrer Hilfe, ihrer Achtung, ihrer Liebe. Auch der Gottmensch hat während seines Erdenwandels gegessen und getrunken, gearbeitet, geruht und geschlafen, er hat sich mit den Menschen gefreut und mit ihnen geweint; wir finden ihn beim Hochzeitmahl und am Grab; er öffnete den Menschen sein Herz und suchte ihr Herz für sich zu gewinnen; er hatte seine besondern Freunde, mit denen er vertrauter als mit andern verkehrte. Er war nicht menschenfeind, nicht trübselig, nicht herrisch, nicht abstoßend, kein Sonderling, sondern ein echter Mensch unter den Menschen, nur hervorragend durch natürliche Vornehmheit und Liebenswürdigkeit, seines Verstandnis für alle, rücksichtsvolle Anpassung an alle. — Aber dabei verfolgte er keine irdischen und keine selbstsüchtigen Zwecke. „Ich suche nicht

meinen Willen, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat" (Joh. 5, 30). „Ich ehre meinen Vater, aber ich suche nicht meine Ehre" (Joh. 8, 49 f.). „Vater, ich habe dich auf Erden verherrlicht, ich habe das Werk vollendet, das du mir aufgetragen hast zu tun" (Joh. 17, 4). „Es ist vollbracht" (Joh. 19, 30).

Warum haben wir in den ersten Kriegsmonaten so mutig unsere ausdauernde Pflichterfüllung bis zum siegreichen Ende des Krieges angekündigt und sind jetzt so viel kleinlauter und unaufgelegter zum Verharren bei unsern Vorfäzen geworden? Nun, manchmal wird der Grund die menschliche Schwäche sein, die bei langandauernden außerordentlichen Mühen und Entbehrungen schließlich körperlich zusammenknickt. Aber bei vielen, ja bei den meisten liegt der Grund anderswo. Wir meinen sehr oft, das Pflichtbewußtsein und der Entschluß, in allen Dingen den Willen Gottes zu erfüllen, treibe uns, während in Wirklichkeit ganz andere Rücksichten und Absichten mitspielen.

Wir wären ganz gerne Freunde Gottes und Erben des Himmels, aber daneben möchten wir es doch hienieden schon recht bequem und gemütlich haben. Ein genußreiches Leben hier auf Erden und dann im Jenseits die Freuden des Himmels, das ist das Ziel, das wir uns, wenn auch nicht vollbewußt, vorsetzen, während der Heiland uns nur eine einzige Aufgabe gestellt hat, durch den Dienst Gottes das Himmelreich zu erwerben. Freud' und Leid, Reichtum und Armut, Gesundheit und Krankheit, Ehre und Verdemütigung haben nach der Lehre des Glaubens nur insofern Bedeutung, als sie ein Mittel oder ein Hindernis für die Erfüllung unserer einen Aufgabe, für die Erreichung unseres einen Zieles sind. Lieben wir irdische Güter ihrer selbst wegen, dann wollen wir zwei Herren dienen, und die innere Unzufriedenheit ist unsere Strafe. Ein ganzer, ungeteilter Christ sein, ist allerdings eine schwere Aufgabe, die wir in diesem Leben nie vollkommen lösen werden; aber in dem Maße, wie wir sie lösen, ist unser Seelenglück, unsere Herzensruhe auch hienieden schon gesichert; und in dem Maße, wie wir bei der Lösung versagen und neben dem Dienst Gottes noch Weltdienst suchen, verzichten wir auf die glückliche Freiheit der echten Kinder Gottes und machen uns zu unglücklichen Sklaven der unter uns stehenden Geschöpfe, die wir unserer Bestimmung gemäß beherrschen sollten. Gott ist unwandelbar; wer in ihm sein einziges Glück sucht, nimmt teil an dieser Unwandelbarkeit. Die Geschöpfe sind hinfällig; darum ist auch das Glück hinfällig, das sie uns spenden.

Der heilige Papst Gregor d. Gr. mußte diese Wahrheit schon den Christen seiner Zeit vorhalten. „Die Welt mit ihrem Glück“, sagt er, „ist in sich selbst dürr geworden, aber in unserem Herzen blüht sie noch . . . sie flieht, und wir laufen ihr nach; sie stürzt, und wir klammern uns an sie. Und da wir sie in ihrem Sturz nicht aufhalten können, stürzen wir mit ihr, weil wir auch in ihrem Sturz noch an ihr festhalten. Früher fesselte die Welt uns durch ihre Gentüße; jetzt ist sie so voll von Leiden, daß sie uns dadurch selbst auf Gott hinweist. Bedenkt also, daß wertlos ist, was mit der Zeit dahinschwindet. Das Ende der zeitlichen Glücksgüter zeigt uns, wie nichtig sie sind, da sie vergehen. Ihre Hinfälligkeit zeigt, wie nahe sie auch da schon dem Nichts waren, als sie noch aufrechtzustehen schienen. Erwäget das gründlich, und dann festigt euer Herz in der Liebe zum Ewigen, so daß ihr auch die höchsten Gipfel irdischen Glückes als unter euch liegend verachtet und zu jener Herrlichkeit gelangt, die der Glaube euch verspricht.“¹ So wird das zeitliche Unglück eine Quelle des ewigen Glückes, ja selbst des wahren zeitlichen Glückes.

Das ist die Lehre des alten Glaubens, die heute noch gilt wie vor zwölfhundert Jahren. Der Krieg hat uns zum Bewußtsein gebracht, wo es bei uns am Verständnis und an der Befolgung dieser Wahrheit mangelte. Auch wir Jünger Christi haben das Versprechen glaubenstreuer Pflichterfüllung, das wir am Anfang des Krieges so zuversichtlich machten, nicht immer vollkommen erfüllt. In der Begeisterung der ersten Monate redeten wir von Mühen, die wir bereitwillig auf uns nehmen, von Opfern, die wir gern bringen, von unbefiegllicher Standhaftigkeit, die wir bewähren wollten. Aber dabei schwebten uns baldige entscheidende Siege, Ruhm und Ehre, endlich eine nahe herrliche Friedenszeit vor, die uns für alle Beschwerden und Kümmernisse reichlich entschädigen werde. Es kam anders, als wir es uns zurechtgelegt hatten. Der Krieg zog sich jahrelang hinaus, immer neue Opfer wurden von uns verlangt, immer härtere Entbehrungen mußten wir auf uns nehmen; und wie das künftige Friedensleben aussehen wird, ist eine quälende Frage.

Die Träume von schnellem Siege, ruhmreichem Frieden, festlichen Aufzügen und einem Füllhorn irdischen Glückes sind in nichts zerronnen; und insofern sie unser Denken und Handeln bestimmten, mußte notwendig an die Stelle der Begeisterung Mißmut und an die Stelle der Pflichtfreudigkeit Widerwille treten.

¹ S. Gregor. M., In evang. hom. 28, 3.

Wo hat es also gefehlt? An der Lebendigkeit und Folgerichtigkeit unserer Glaubensüberzeugung. Wenn wir wirklich in allen Dingen nur Gott dienen und unsere Seele retten wollen, so hat die Nichterfüllung oder Hinausschiebung irdischer Wünsche und Aussichten daran nicht das mindeste geändert. Das Heilandswort: „Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist“, können wir heute so gut erfüllen wie vor vier Jahren, und um so gottgefälliger und verdienstlicher, je schwerer es wird. Unsern Gott, seine Gnade und seinen Himmel kann uns niemand rauben; die zeitlichen Güter, die unser himmlischer Vater uns spenden will, werden wir ganz gewiß erhalten. Aber wir müssen es ihm überlassen, wie er in seiner Weisheit und Liebe uns Freud' und Leid zuteilen, wie er die Tätigkeit, die er von uns fordert, auch mit irdischem Erfolg krönen oder in Mißerfolg enden lassen will.

Gehen wir in die neue Zeit hinein mit dem festen und tatkräftigen Glauben, daß wir alles von Gott empfangen haben und ihm alles schulden zu seiner größeren Verherrlichung, dann liegt eine große und glückliche Zukunft vor uns. Gott wird mit uns sein, weil wir für ihn und seine große Sache leben. Er verlangt gar nicht von uns, daß wir Werke vollbringen, die in den Augen der Menschen glänzen; er will nur, daß wir im Großen und im Kleinen als Gotteskinder und Himmelsbürger denken, wollen und handeln. Wie geringfügig war nach irdischem Maßstab das verborgene Leben des Gottmenschen während der langen Jahre in der Werkstätte zu Nazareth. Und doch überragte die kleinste Handlung Jesu um Gotteshöhe alles, was die Menschen jemals Großes geleistet haben und leisten werden. Nicht das äußere Werk ist groß vor Gott, sondern die innere Kraft macht gottähnlich und gottgefällig, wie auch der Diamant durch sein inneres Gefüge wertvoller ist als ein Haufe gewöhnlicher Kohle. In jedem Gerechtfertigten wohnt eine Gotteskraft, wohnt Gott selber, der auch das kleinste gute Werk über alles menschlich Große hinaus mit Ewigkeitswert ausstattet (Joh. 4, 14; 7, 38 f.). Das Licht des Jenseits wird uns dereinst zeigen, daß mancher unbekannte Dulder und Beter Herrlicheres geleistet und bleibendere Werte geschaffen hat als viele andere, deren Ruhm unter den Menschen laut verkündigt wird und in Bildsäulen vor aller Augen prangt.

Muß uns dieser Gedanke nicht mit Hochbewußtsein erfüllen, daß wir im lebendigen Glauben eine unbefieglige Gotteskraft haben, durch die wir befähigt werden, mit voller Sicherheit hineinzugehen in die neue

Zeit und nöthigenfalls selbst Berge zu versetzen, die uns im Wege stehen (Mark. 11, 23)?

Berge von Schwierigkeiten werden vor unserer Glaubensfreudigkeit aufgetürmt werden; denn der Unglaube will die neue Zeit zu einer Zeit geistiger Ungebundenheit machen ohne Glaubenssätze, ohne Kirche, ohne Christus, ohne persönlichen Gott. Der Glaube soll aus dem öffentlichen Leben verbannt werden und keinerlei Einfluß mehr auf gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse haben. Dem einzelnen will man ihn allenfalls gestatten, wenn er bereit ist, dafür Spott, Hohn und Hintansetzung zu ertragen. Aber zugleich verlangt man das Recht, alle Kinder in eine bekenntnisfreie Schule zu zwingen, wo schon dafür gesorgt werden wird, daß der Glaube in den jugendlichen Herzen niemals keimt oder doch zeitig genug wieder abstirbt. Glaubensfeindliche Schriften sollen zu Hunderttausenden unter das Volk geworfen werden und Lehrer der Aufklärung das Land durchziehen, um überall das Glaubenslicht auszulöschen und dafür das Licht der freien Wissenschaft leuchten zu lassen. Das ganze Land soll eine Hochschule des Unglaubens werden, die Kirche darf höchstens noch vorläufige Duldung erwarten, aber auf ihre alten Rechte und Ansprüche muß sie verzichten. Von einem freundschaftlichen Zusammenwirken von Kirche und Staat darf in der neuen Zeit keine Rede mehr sein. Der Mann der neuen Zeit soll seine Geistesfreiheit dadurch bewähren, daß er als höchsten Glaubenssatz bekennt, niemand dürfe etwas glauben, was er nicht selber einsieht, und keinen Gesetzen gehorchen, die ihre Berechtigung aus übernatürlicher Offenbarung herleiten. Kein „Dogmenzwang“, keine „Priesterherrschaft“, keine „kirchenpolitische Anmaßung“.

Zwar haben wir einen staatlichen Kulturkampf nach Art des früheren nicht wieder zu fürchten; der hat ja fast nur Erfolge gegen die Absicht seiner Urheber gezeitigt. Glaube und Kirche sind aus ihm neugekräftigt hervorgegangen. Der neue Kulturkampf wird nicht mehr mit Polizeigewalt, sondern mit den gefährlicheren Mitteln der Verführung, Verleumdung und Verhöhnung geführt werden, ganz besonders in den Schulen und in der Literatur.

Auch aus diesem Kampf werden Glaube und Kirche siegreich hervorgehen, wenn wir nur entschlossen wollen. Nicht alle können wir mit den Waffen der Wissenschaft den Glauben verteidigen, nicht alle als Redner auftreten und die Schmähungen unserer Feinde zurückweisen, nicht alle in der Presse das scharfe Schwert der Feder führen. Auch in dem geistigen

Kampfe hat jeder seine Aufgabe an seiner Stelle. Gott hat seiner Kirche zur rechten Zeit immer die rechten Männer geschickt, er wird es auch in Zukunft tun.

Das Wichtigste für uns alle ist, daß wir der Mahnung unserer Bischöfe folgen und den alten Glauben mit neuem Eifer und neuem Mut bekennen. Dazu brauchen wir nicht bei passender und unpassender Gelegenheit unser Heiligstes zur Schau zu stellen und die Religionspötker zu Wutausbrüchen zu reizen. Der Heiland hat uns gelehrt: „Gebt das Heilige nicht den Hunden preis, und werft eure Perlen nicht den unreinen Tieren vor“ (Matth. 7, 6). Aber so oft die Pflicht oder der katholische Brauch es verlangt, sollen wir als mutige Katholiken ohne Menschenfurcht für unsern Glauben Zeugnis ablegen und mit freudigem Bekenntnis „antworten auf alle Angriffe des Unglaubens und auf alle Einreden und Zweifelsreden des Geistes der Welt und des Geistes der Hölle, der stets verneint, auf alle Anpreisungen moderner Weltanschauungen“. Taten sind da noch mehr wert als Worte. Wenn das ganze Leben ein Ausdruck des lebendigen Glaubens ist, so bildet es einen Felsen härter als Granit, an dem die Wogen des Unglaubens zerschellen werden.

Also „nach unserem alten heiligen Glauben und nach den zehn alten heiligen Geboten, nicht nach neuen Moden und Methoden wollen wir unser Zukunftsleben neu regeln, es aus der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft überleiten, die Kriegsschäden ausbessern, nachholen, was in der Kindererziehung versäumt worden. . . . Familienleben, Kindererziehung, Berufstätigkeit, unsere ganze Lebensarbeit, unser Handel und Wandel soll geordnet sein nach dem obersten Grundsatz: Gebet Gott, was Gottes ist, vom Gebet durchwoben, durchleuchtet von der guten Meinung und vom Worte Gottes, begnadigt und übernatürlich ernährt, namentlich durch oftmaligen Empfang der heiligen Kommunion.“

Das ist die Innenseite des Lebens nach dem alten Glauben. Je kräftiger diese entwickelt ist, desto mehr wird das Glaubensleben auch ein Licht werden, das nach außen leuchtet, und das Wort des Herrn sich an uns bewahrheiten: „Ihr seid das Licht der Welt. . . . So leuchte euer Licht vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist“ (Matth. 5, 14 16). Darum fort mit allem, was dieses Licht verdunkeln kann, fort mit aller Halbheit, allem Liebäugeln mit dem glaubensfeindlichen Zeitgeist, fort aus dem Hause mit Büchern und Blättern, die Glauben und Sitte untergraben, fort mit jeder, wenn auch

nur mittelbaren Unterstützung der auf Seiten des Unglaubens und der Unkirchlichkeit stehenden Presse, fort mit aller Bekenntnismengerei und gleichgültiger Abflachung! Wir wollen über Andersdenkende nicht richten, das ist Gottes Sache, wir wollen ihnen nicht bloß äußere Duldung und achtungsvolles Benehmen entgegenbringen, sondern wahre christliche Liebe. Nur den Irrtum hassen wir, nicht die Irrenden, wir weisen mit Entschiedenheit alle Angriffe auf unsern heiligen Glauben und unsere heilige Kirche zurück, aber fern sei es von uns, den Angreifenden Böses zu wünschen; wir wollen vielmehr durch Gebet und gute Werke trachten, ihnen die Gnade Gottes zu vermitteln, damit sie dereinst mit uns des himmlischen Glückes theilhaftig werden.

Wie mächtig würde der Einfluß des alten Glaubens in der neuen Zeit werden, wenn das Wort sich an uns bewahrheitete: „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele“ (Apg. 4, 32)! Dann würde Gott der Herr auch unter uns die Zahl derer täglich mehren, die sich retten lassen (Apg. 2, 47). Eintracht macht stark; sie übt gerade auf dem Gebiet der religiösen Überzeugung einen wunderbaren Zauber aus. Das ist so überwältigend an der katholischen Kirche, daß all ihre Kinder auf dem weiten Erdkreis eine einzige Gottesfamilie bilden, eins im Glauben, eins in der Art der Gottesverehrung, eins im Gehorsam gegen den sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden, von demselben göttlichen Geiste belebt.

Leider hat der Weltkrieg unter irdischen Rücksichten die Katholiken vieler Länder als Feinde einander gegenübergestellt. Aber insoweit sie der Lehre ihrer Kirche treu geblieben sind, haben sie niemals das Bewußtsein und den Willen eingebüßt, Brüder im Glauben und Kinder der einen Mutter zu sein. Sonst hörten sie auf, den Ehrennamen Katholiken zu verdienen; denn katholisch heißt allgemein, die Katholiken glauben an eine heilige, allgemeine Kirche. Jede Trübung dieses übernatürlichen Gemeinnes muß nach dem Kriege gänzlich schwinden; ein Herz und eine Seele sollen nicht nur die Katholiken eines Volkes, sondern die Katholiken der ganzen Welt sein.

Wo Millionen eine Einheit bilden, muß der einzelne oft seine persönlichen Neigungen und Wünsche hinter der großen Sache der Gemeinschaft zurücktreten lassen. Die Forderung, mit dem alten Glauben in die neue Zeit einzuziehen, schließt das Gebot ein, alles zu vermeiden, was die Eintracht stört und das Zusammenwirken hemmt. Wir sollen, wie der Apostel sagt, stets bedenken, daß wir ein einziger Leib sind unter dem einen Haupt Christus, „damit nicht Spaltung sei in dem Leibe, sondern die Glieder

gleichmäßig füreinander besorgt seien" (1 Kor. 12, 25). Oder nach dem göttlich erhabenen Worte des Herrn selber: Ich bitte dich, Vater, für alle, die an mich glauben werden, „daß sie alle eins seien, sowie du, Vater, in mir und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast" (Joh. 17, 21).

Wie am Ende der Völkerverwanderung, so hat auch am Ende des Weltkrieges die katholische Kirche eine große Zukunft vor sich. Zu Tausenden und Millionen werden ihr neue Kinder zufließen, das Gottesreich wird an Ausdehnung und innerer Kraft gewaltigen Zuwachs haben. Eine der rohesten Gewalten, die wie ein starker Hammer wider den Fels der Kirche pochte, das russische Zarenreich, ist in Stücke geflogen. Unzählige, die nur der Schrecken vor dieser Gewalt von der Kirche fernhielt, werden die neue Freiheit benutzen und den Weg zur Mutter zurückfinden.

Viele auswärtigen Missionen sind schwer geschädigt oder fast vernichtet worden. Aber Dank sei Gott, der in unserem Vaterland und anderswo den Missionseifer zu einer kaum je dagewesenen Glut entfacht hat! Was könnte es Herzerquickenderes geben als das Schauspiel der Begeisterung, die hoch und niedrig, jung und alt, arm und reich antreibt zur Mitarbeit auf diesem Felde Gottes, wo die Ernte der Zukunft reifen und in die Scheuern der Ewigkeit gesammelt werden soll! Bleibt dieser Glaubensgeist und apostolische Opfersinn in allen Schichten der Bevölkerung lebendig, dann wird er Gottes reichsten Segen über uns und unser Vaterland herabziehen. Das wolle Gott! In seinem Namen und im Vertrauen auf ihn ziehen wir mutig mit dem alten Glauben hinein in die neue Zeit.

Christian Pesch S. J.